

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 90 (1996)
Heft: 5

Artikel: "Schlechte Aussichten" - einzige Hoffnung?
Autor: Steiger, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-143975>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Schlechte Aussichten» – einzige Hoffnung?

Wem wären sie nicht bekannt, die Wechselbäder zwischen Hoffnung und Resignation in der Konfrontation mit täglichen Informationen über den Zustand und die Zukunft unserer Welt? Hans Steiger versuchte in den Wochen um den letzten Jahreswechsel beim Nachhören, beim Lesen von Zeitungen und Büchern etwas davon festzuhalten und in Zusammenhänge zu stellen.

Red.

Was «schlecht» ist ...

«Schlechte Aussichten: Nach einer Prognose der OECD wird die Schweiz nächstes Jahr das kleinste Wirtschaftswachstum aller Industriestaaten haben.» Dies die eine Schlagzeile des Morgenjournals von Radio DRS, die mir am 20. Dezember 1995 ins Ohr fuhr. «Gute Aussichten: Die amerikanische Bundesbank hat den Leitzinssatz gesenkt und damit den US-Bürgerinnen und -Bürgern ein Weihnachtsgeschenk gemacht.» Mit diesem Gegenstück schienen mir die *Nachrichten so exemplarisch*, dass ich beim nächsten Bulletin das Tonband eingeschaltet habe.

Hier das Festgehaltene im Detail: «Für die Schweizer Wirtschaft sind die Aussichten im nächsten Jahr alles andere als rosig. Die Experten der OECD, der Organisation für Wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, sagen der Schweiz das schwächste Wirtschaftswachstum aller Industrieländer voraus. Sie bestätigen damit auch Prognosen des Bundesamtes für Konjunkturfragen.»

Wechsel der – notabene weiblichen – Stimmen, aber nicht des Tones: «Der starke Franken erweist sich einmal mehr als Bremsklotz für unseren Wirtschaftsaufschwung. Er trägt die Hauptschuld, dass die OECD der Schweiz für nächstes Jahr ein unterdurchschnittliches Wachstum von nur eineinhalb Prozent voraussagt, während die Wirtschaft in den OECD-Staaten im Schnitt um gut zweieinhalb Prozent

wachsen dürfte. Die Schweiz wird trotz günstiger Aussichten beim Export nur bedingt von der positiven Entwicklung der Weltwirtschaft profitieren können. Die OECD befürchtet gar, dass unsere Exportwirtschaft empfindliche Verluste von Marktanteilen im Ausland erleiden könnte. Theoretisch sollten die tiefen Hypothekarzinsen die Bautätigkeit ankurbeln, doch der ersehnte Aufschwung im Bau bleibt vermutlich aus. Die Einkommen wachsen zu langsam und vermögen kein Baufieber auszulösen. Auf die Stimmung drücken dürften auch die Aussichten auf dem Arbeitsmarkt. Die Arbeitslosigkeit geht nur sehr langsam zurück. Die OECD rechnet für das kommende Jahr mit einer Arbeitslosenquote von 3,9 Prozent. Angesichts dieser eher düsteren Prognosen bleibt ein Hoffnungs-schimmer: wird der Franken schwächer, dann werden die Aussichten besser.»

... und was «positiv»

Weiter im Nachrichtentext. «Positives gibt es von der amerikanischen Finanz- und Wirtschaftsfront zu melden: die US-Bundesbank hat den Leitzinssatz gesenkt. Dieser Schritt belebt das Börsengeschehen in New York. Und in Washington setzten sich überraschend die politisch einflussreichsten Männer der USA zusammen und einigten sich darauf, gemeinsam auf die Lösung der gegenwärtigen Budgetkrise hinarbeiten.» Dann würdigt ein Korrespondent vor Ort das «Weihnachtsgeschenk für

die Millionen von Konsumenten, die Hypotheken, Kreditkarten und Autoschulden abzuzahlen haben». Möglich geworden durch das *anhaltende Wirtschaftswachstum* von voraussichtlich 2,5 Prozent im vierten Quartal und eine Jahresinflationsrate unter drei Prozent.

«Bremsklotz», «Hauptschuld», «ersehnter Aufschwung», «Weihnachtsgeschenk». Da bleibt eigentlich kein Raum für die Frage, was für wen gut oder schlecht sei. Dennoch stellt sich bei mir alles quer. Ich neige spontan zur Gegenposition, denke bei Wachstum heute zuerst an die Ökologie. «Baufieber» ist für mich kein angestrebter Zustand, sondern Alarmsignal. *Zeichen einer Krankheit*. Den rundum herbeigewünschten Aufschwung fürchte ich. Er wird die Zerstörung weitertreiben. Und ich glaube, obwohl kein Spezialist in Ökonomie, dass durch ihn Probleme wie jenes der Arbeitslosigkeit nicht gelöst werden, sondern verschärft. Es gibt kompetentere Leute, die mich in diesem Eindruck bestärken.

Zukunft wäre anders

«Anders, aber besser». So der Titel einer Kolumnensammlung von *Hans Ruh*. Einer der wenigen, von dem als Sozialethiker in der aktuellen Wirtschaftsdebatte bei uns noch grundsätzliche Fragen kommen. Vorschläge wirklicher Alternativen. In einem Gespräch, welches zu Beginn abgedruckt ist, spricht er das Gefühl aus, es habe «der letzte Überlebenskampf begonnen, der letzte Kampf um die Verteilung der Ressourcen. Wir gehen quasi zurück ins Tierreich: jeder gegen jeden.» Doch nur eine Minderheit findet wie der Autor, das System sei am Ende. Die anderen hoffen, «es gehe schon wieder nach oben. Man müsse nur die Ärmel hochkrempeln.» Ruh sieht uns vor einem gewaltigen Umbruch, «vor einer sehr konfliktreichen Umorientierung, vor dem ökologischen Umbau unserer Gesellschaft». Das sei eine «absolut verrückte Herausforderung und eine Chance, gleichzeitig aber chaotisch, ähnlich wie das Ende der Sowjetunion».

Eine ähnliche Einschätzung bei *Eric Hobsbawm*. Er schloss schon jetzt einen Rückblick auf unser Jahrhundert ab. Für ihn ging es 1991 zu Ende, als «das Zeitalter der Extreme». Mit grössten Hoffnungen, schlimmsten Zerstörungen.

Nie zuvor wurde, globale Bevölkerungszahlen in Relation zu den Opfern von Krieg und Verfolgung gesetzt, soviel getötet. Nie veränderte sich die Welt so rasch und so folgenreich. Seit dem Kollaps des Ostens sei der Westen nun mit seiner Orientierungslosigkeit und seinen politischen Lähmungen allein. Der britische Professor, als Historiker eher auf das 19. spezialisiert, hat das «kurze 20. Jahrhundert» weitgehend selbst beobachten können. Er wünscht, mit seinem Werk etwas von dem zu vermitteln, was er dabei lernte: «Wenn die Menschheit eine erkennbare Zukunft haben soll, dann kann sie nicht darin bestehen, dass wir die Vergangenheit oder Gegenwart lediglich fortschreiben. Wenn wir versuchen, das dritte Jahrtausend auf dieser Grundlage aufzubauen, werden wir scheitern.»

Konzepte gibt es

Eine neue Studie des *Wuppertal Instituts für Klima, Umwelt, Energie* stellt nach umfassender, materialreicher Analyse der Lage recht konkrete Ideen für ein *zukunfts-fähiges Wirtschaften* zur Diskussion. Plausibel, vernünftig, radikal. Herausgeber sind eine Dachorganisation deutscher Umweltorganisationen sowie ein grosses kirchliches Hilfswerk. Es habe das Buch «gute Chancen, zur grünen Bibel der Jahrtausendwende zu werden», schrieb der Spiegel. Dies mag unsympathisch reisserisch klingen. Trotzdem wünschte ich, das «Deutschland» im Titel sei kein Hindernis, ihm auch in schweizerischen Zukunftsdiskussionen einen hohen Stellenwert zu geben. Denn auch bei uns bestimmt «ein arg verkürztes Wirtschaftsverständnis» die Szene. Auch hier hat heute «Ökologie als Thema im politischen Raum nur dann eine Chance, wenn sie im Bunde mit technischen Innovationen und zukunfts-trächtigen Märkten ins Feld geführt werden

kann». Dass selbst ehemals Grüne sich dem oberflächlich ökonomischen Zeitgeist unterwerfen, gilt als Kritik ohne Grenzen. Desgleichen die Mahnung, auf unsere Gegenwartswagen kämen nur Scheinantworten, «solange sie nicht mit den Erfordernissen der Ökologie und der globalen Gerechtigkeit in Deckung gebracht werden. Genau das aber geschieht heute nicht, und zwar weder in Deutschland noch in irgendeinem anderen Industriestaat.»

Die mit solchem Anspruch skizzierten Konzepte für eine zukunftsfähige Gesellschaft sind übertragbar. *Modelle zum Umbau*. Es entstünde eine naturnahere und doch menschlichere Welt. Mit weniger materiellem Wohlstand für uns, ohne Wachstum der Wirtschaft. Mit neuem Wohlbefinden in anderen Lebensstilen. Internationale Absprachen, ohne die gemeinsames Überleben heute undenkbar ist, können nur Bestand haben, «wenn sie von den Beteiligten als annähernd gerecht empfunden werden». Das egoistische Beharren auf Privilegien ist ohne Perspektive: «Eine Insel des Wohlstands in einem anschwellenden Ozean ökologischer und sozialer Probleme lässt sich auf Dauer nicht verteidigen.» Neben grossen Umstellungen sind auch Schritte zurück angesagt. Verzicht, «die Tugend des Unterlassens». Alles mit guten Argumenten begründet, mit konkreten Zahlen und Zielen gezeigt.

Gegen den Trend

Eine separate Studie der Wuppertaler zur «*Mobilität für morgen*» hält zum Beispiel eine Reduzierung der Autokilometer um 45 Prozent für nötig und machbar. Relativ rasch. Auch wenn derzeit Trendprognosen mit gewaltigen Zuwächsen rechnen. Eine schöne Ermutigung für die *Verkehrshalbierungs-Initiative* übrigens, mit der Utopie bei uns wieder einmal Verfassungswirklichkeit werden will. Ähnlich sehen die Forderungen der umfassenderen Arbeit auf vielen anderen Gebieten aus: Energieverbrauch, Stoffumsätze, Flächennutzung, Emissionen. Ethisch vertretbare Leitbilder zeigen in Verbindung mit lebensnahen

Wende-Szenen, was heute Fortschritt wäre. Wie er sich durchsetzen könnte: «Eine neue Art von Anstand, nicht aus kleinbürgerlicher Enge, sondern aus globaler Weitsicht, könnte es selbstverständlich werden lassen, die ressourcenschonende, die behutsame Alternative zu wählen.» Kriterien wären dann beispielsweise Sparsamkeit, Regionalorientierung, gemeinsame Nutzung, Langlebigkeit. Ferntourismus? Warum nicht. Aber statt flüchtigen Zwei-Wochen-Trips in die Karibik eine Schiffsreise mit langen Aufenthalten, für die in einer veränderten Arbeitswelt arbeitsfreie Zeit angespart werden kann.

Obwohl oder gerade weil dies alles weit weg von den aktuellen Entwicklungen in unserer Gesellschaft zu sein scheint, macht die Studie mit ihrer visionären Ernsthaftigkeit wieder Mut. *Mut zum Aufbruch!* Hier wäre der Titel am Platz! Mag die von Fachleuten aus verschiedensten Bereichen zusammengetragene Arbeit ihre Widersprüche haben, mögen die Übergänge vom individuellen und nationalen Egoismus zu globalem Gemeinsinn wolkig bleiben – sie zeigt auf, was nötig und mit gutem Willen vielleicht möglich wäre. Das ist dringend in einer Zeit, wo hierzulande von rechts bis links, von David de Pury bis zu Serge Gaillard und Peter Bodenmann wieder mit Wachstumsparen hauiert wird, wie wenn sie um keinerlei Grenzen wüssten.

Opportunismus

Mich schmerzt das speziell dort, wo ich weiss, dass es nicht am Wissen mangelt. Bei den letzten grossen Wahlen hat die SP – ein taktischer Entscheid aufgrund von Umfragen – «die grüne Frage» grosszügig den Grünen überlassen. Seit sich die ökonomische Lage verschärft, ist nicht nur von Gewerkschaftsleuten im Lohnstreit zu lesen, wir seien an der *Ankurbelung des Konsums* interessiert, um die *Arbeitsplätze* zu sichern. Es soll investiert und gebaut werden. Genossinnen und Genossen werfen Ruth Dreifuss vor, mit «Horrorzenarien» einer Wirtschaftsflaute verfehlte Debatten um die Sozialversicherung zu bewirken. In

plakativen Weissbuch-Kontroversen erklären modernere Kapitalisten aus der Linken, wie wir aus der Talsohle herauskommen könnten. Elmar Ledergerber zum Beispiel: «Wir haben doch das Potential, in den nächsten sieben Jahren eine Wachstumsrate von 3 Prozent zu erreichen! Und dann sieht alles ganz anders aus.» Genüsslich zitiert die Weltwoche den einstigen Vorzeige-Ökologen im Titel eines Interviews: «Zugegeben, wir waren auch schon wachstumsfeindlicher.» Er sei selbst in den siebziger Jahren «teilweise auf dieser Schiene gefahren».

Bei solchen Sätzen erinnere ich mich an Diskussionen aus der Zeit, als die *Grüne Partei* gegründet wurde. Ich erklärte damals mit Überzeugung, deren Anliegen wären in der SP gut aufgehoben. Durch die enge Verknüpfung mit Postulaten der Gerechtigkeit schien mir grün-rote Politik besser. Vorwürfe, unsere Position in Umweltfragen sei opportunistisch, weil sich damit momentan Stimmen holen liessen, wies ich zurück. Wir hätten da wirklich gelernt. Aber vergisst sich so leicht, was gelernt ist? Und wenn das Wissen von einst nicht vergessen, sondern nur hintangestellt ist – umso schlimmer! Dann wachsen auch die Zweifel, wie weit das soziale Engagement einer eurozentrierten Partei gebildeter Mittelschichten reicht, wenn sich Gesellschaft und Welt künftig mit noch verstärkter Dynamik spalten.

Wechselbäder

«Das 21. Jahrhundert wird das Jahrhundert der Umwelt sein, so oder so, als Jahrhundert der ökologischen Katastrophen oder als Jahrhundert der ökologischen Wende», wird zur Begründung einer entschiedenen Kurskorrektur in «Zukunftsfähiges Deutschland» festgehalten. Ende Januar legten Umwelt- und Entwicklungsorganisationen analoge Untersuchungen für die *Schweiz* vor. Etwas technokratischer, mit weniger Visionen. Von hiesiger Realpolitik seit der Rio-Konferenz spürbar blockiert. Dafür prägte sich von der Medienkonferenz das Bild ein, dass wir im Welt-

vergleich auf mehrfach zu grossem Fuss leben. Dreimal, viermal, achtmal kleiner müsste das Mass sein. Wenn alle gleich uns kutschierten, brauchte es *fünf Planeten wie die Erde*.

In der gleichen Ausgabe des Tages-Anzeigers ein Report über junge Leute, die bei London gegen einen Strassenbau kämpfen. Unter dem geplanten Trasse eingegraben, auf zu fallenden Bäumen. Daneben inseriert Hotelplan für *Crossair-Flüge*, bei denen zur Schulferienzeit «für unsere kleinen Gäste eine Hostess von McDonald's mit lustigen Überraschungen an Bord» mitfliegt. Gutscheine beim Konsum von Superpreis-Menüs, Traumreisen zu gewinnen. Drittens eine ganze Seite zum «Globalen Aktionsplan für die Erde», mit dem derzeit auch rund hundert Schweizer Gruppen den anderen Lebensstil proben. Ganz privat und konkret. Obwohl eine der beteiligten Familien sich zuerst fragte, ob sie noch weitergehen wolle, «wo wir jetzt schon nur halb so viel konsumieren wie der Landesdurchschnitt», fand sie die Anstrengung im Team motivierend. So liessen sich Krisen überwinden. Doch im nächsten Bund ist wieder «Reisen» angesagt. Diesmal läuft die Reklame redaktionell. Lombok auf Bali: «Mit dem Spazierstock durch die Korallengärten der indonesischen Insel». Ein einziger Flug dieser Reichweite wiegt, was Energieverbrauch und Schadstoffausstoss betrifft, einen Verzicht auf das Autofahren für Jahre auf. Das steht natürlich nicht im Artikel. Auch nicht, dass als Folge ungebremster Treibhauseffekte ein Verschwinden ganzer Inselgruppen befürchtet wird. Wen interessiert das, solange dort «in tropischem Klima» noch Bungalows unter 5 Franken pro Nacht zu haben sind? Und für nur 50 Rappen eine Cola!

Resignieren?

Tags zuvor hörte ich eine Radiosendung, die sich mit solchen Wechselbädern befasste. Titel: «*Pessimismus des Intellekts – Optimismus des Herzens*». Es tut sich da in den letzten Jahren tatsächlich eine gefährliche Kluft auf. Nicht nur bei mir spüre ich

Anflüge von Resignation, die Versuchung des Rückzugs. Gegen diesen Fluchtweg argumentiert mit oft schmerzhafter Schärfe ein Buch von *Lothar Mayer*, das mir parallel zur Wuppertaler Studie in die Hand kam. In ihm ist unverblümter vom *Kapitalismus* die Rede. Deutlich zieht es eine Verbindungslinie zwischen der Weltzerstörung und unserem Wirtschaftssystem, unserem Lebensstil: «Wir verhalten uns keinen Deut anders als die Angehörigen der weissen Herrenrasse im 17., 18. und 19. Jahrhundert, die sich kraft ihres ererbten Privilegs dazu berechtigt fühlten, Menschen anderer Hautfarbe nach Belieben auszurotten oder einzufangen und als Sklaven zu verkaufen... Es gibt keinen Diktator, keinen Machthaber, keinen kapitalistischen Blutsauger und Tyrannen, auf den wir aus der Opferrolle heraus mit dem Finger zeigen, auf den wir die Verantwortung für die Folgen unserer Lebensweise abwälzen können.»

Mitschuld

Es gibt kein «weiter so». Mögen die «vermeintlichen Realisten in Wirtschaft und Politik» das Märchen vom Tischleindeckdich weitererzählen: «Tief innen wissen wir alle, dass wir am Ende sind.» Das könne bei uns im ökologischen Bereich vielleicht mit technischen Massnahmen noch ein wenig gebremst, ökonomisch auf Kosten anderer aufgeschoben werden. Susanne Piper wird zitiert: «Unser Wirtschaften bedeutet aber die Zerstörung der freien Selbstbestimmung der künftigen Generationen und der übrigen Dreiviertel der Weltbevölkerung.» Somit ist die *globale Wirtschaftsunordnung ein Verbrechen*. Hier sei ein Massenvernichtungskrieg im Gange, «der die Pläne und die Erfolge Hitlers weit in den Schatten stellt». Weghören und Wegsehen, «um persönlichen Vorteil, persönliche Sicherheit, Bequemlichkeit und berufliches Fortkommen nicht in Frage zu stellen», heisse Mitschuld. Wer sich nicht angesprochen fühlt, sollte sich der Lektüre selber stellen.

Ich jedenfalls fühlte mich sehr in der

Enge. Denn auch Mayer sieht heute neben dem kapitalistischen Paradigma bloss «die zarten Andeutungen eines neuen Denkens», einen «irrationalen Funken Hoffnung». Es ist zum Verzweifeln: Durchaus real wirkende Alternativkonzepte stehen gegen die real existierende Politik wie zwei Welten. Nur enorme Anstrengungen aller ansprechbaren Kräfte vermöchten sie zusammenzubringen. Aber statt dessen schlägt das Pendel zumindest in meinem Umfeld erkennbar zurück. Da stimmten in Umweltfragen durchaus Sensibilisierte, anders als auch schon, für einen *Flughafen-ausbau*, um den eigenen Wirtschaftsplatz im internationalen Konkurrenzkampf zu stärken. Oder einfach, weil die Wartezeit bei häufigeren Privatflügen lästig wurde.

«Hindurch»

Diskussionen über solche Fragen werden gereizt und nicht zu Ende geführt. Wo sie weiter getrieben werden, ergeben sie oft irritierende Konsequenzen. Kürzlich hörte ich ein Referat von *Claus Eurich*, mir bekannt als Autor von Publikationen über neue Medien. Professor für Journalistik und Kommunikationswissenschaft. Vor zehn Jahren in Bewegungen gegen technologische Fehlentwicklungen aktiv. Unverändert hart seine Analyse der «von Männern zugerichteten und von Frauen mitverschuldeten, weil hingenommenen Welt» des «mörderischen Industrialismus». Produkt einer Zivilisation der Beschleunigung, des Wachstums und des Habens. Aber den organisierten Widerstand gegen ihre Dynamik hält er heute für im Kern aussichtslos. Er koste zuviel Kraft. Es gelte Neues zu bauen, während das Alte stirbt. Dabei beruft Eurich sich auf *Martin Buber*, dessen «Pfade in Utopia» er in einem Buch wie folgt zitiert: «Ein Zurück gibt es für uns nicht, nur ein Hindurch. Hindurch aber werden wir nur dringen, wenn wir wissen, wohin wir wollen.» Nun versucht er die im Gespräch mit andern gemeinsam gefundene Antwort zu leben. In einem *Orden*, der an katholische Traditionen anknüpft. Abseits von kirchlichen Hierarchien. Mit mo-

difizierten Regeln. Einfachheit, Geschwisterlichkeit, Kontemplation. Als Gemeinschaft eine Religion neben andern.

So wenig ich selbst diesen Weg gehen kann, er leuchtet mir als Möglichkeit ein. Ob er Brückenschläge von den spirituellen Aufbrüchen, die Thema seines Vortrages in einem Zürcher Kirchgemeindehaus waren, zu gesellschaftlichen Konzepten wie jenen der Studie aus Wuppertal sehe, wollte ich in der Diskussion wissen. Ja, selbstverständlich, solche Visionen wären als Hilfe unerlässlich. Doch die entscheidende Veränderung könne nur über die Herzen, nicht über politische Strategien und Machtmenschen erfolgen.

Damit stehe ich, an einem neuen Punkt und mit neuen Fragen, wieder allein. Was, wenn das Vertrauen in Politik und Parteien vorbei ist und der Glaube fehlt für einen Orden? Mit wem sich verbinden und verbünden? Widerstand leisten an und auf welcher Basis? In der verwirrenden Vielfalt neuer kleiner Netze noch einmal auf die Suche gehen? Oder irgendwo am Rand stehen und auf die Zusammenbrüche warten? Eben lese ich in der Zeitung, die Schweiz wäre «im Jahr 2005 das Industrieland mit dem zweithöchsten Pro-Kopf-Einkommen

hinter Japan». Durchschnittliches jährliches Wachstum gemäss Wirtschaftsforschungsinstitut Prognos bis dahin 2,5 Prozent.

Die im Text erwähnten Bücher:

– Hans Ruh, «Anders, aber besser». Die Arbeit neu erfinden – für eine solidarische und überlebensfähige Welt. Verlag Waldgut, Frauenfeld 1995, 156 Seiten, Fr. 28.–.

– Eric Hobsbawm, «Das Zeitalter der Extreme». Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts. Aus dem Englischen von Yvonne Badal. Carl Hanser Verlag, München 1995, 783 Seiten, Fr. 64.80.

– «Zukunftsfähiges Deutschland». Beitrag zu einer global nachhaltigen Entwicklung. Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie. Herausgegeben von BUND und Misereor. Verlag Birkhäuser, Basel 1996, 453 Seiten, Fr. 34.–. Es gibt auch eine Kurzfassung der Studie für 5 Mark beim Bund für Umwelt- und Naturschutz in Deutschland, Rheingarten 7, D-53225 Bonn.

– Lothar Mayer, «Ein System siegt sich zu Tode». Der Kapitalismus frisst seine Kinder. Zur Diskussion gestellt von der E.-F. Schumacher-Gesellschaft für Politische Ökologie. Publik-Forum, Oberursel 1993, 2. Auflage, 271 Seiten, zirka 25 Franken. Bezugsquelle in der Schweiz: Sekretariat der Beaulieu-Bewegung, Postfach 5401, 3001 Bern.

– Claus Eurich, «Aufruf zu einem neuen Orden». Gemeinsam für die Schöpfung – gegen Ohnmacht und Resignation. Kreuz Verlag, Stuttgart 1993, 189 Seiten, Fr. 31.–.

Willy Spieler

Zeichen der Zeit

Vorrang der Arbeit vor dem Kapital – Eine 1.-Mai-Rede

Der 1. Mai ist der Tag der Arbeit. Wenigstens an diesem Tag hat die Arbeit den Vorrang vor dem Kapital. Leider nur an diesem Tag. Aber dieser Tag soll uns daran erinnern, dass der Arbeit auch an allen andern Tagen des Jahres der Vorrang vor dem Kapital zukommen müsste.

Warum? Weil in der Arbeit der Mensch sich selbst verwirklicht. Arbeit ist Ausdruck der menschlichen Person. Und zwar jede sinnvolle Arbeit, nicht nur die Erwerbs-

arbeit. In der Arbeit engagieren sich Frauen und Männer mit ihren beruflichen und menschlichen Fähigkeiten und mit einem hohen Anteil an Lebenszeit. Arbeit wird in der Regel auch gemeinsam mit andern Menschen geleistet, stiftet also Gemeinschaft. Und weil der Arbeit dieser hohe Wert zukommt, besteht ein Menschenrecht auf Arbeit. Auch auf eine Erwerbsarbeit, die es allen arbeitsfähigen Menschen erlaubt, für ihren Lebensunterhalt aufzukommen.